

Die Neue Welt



Nr. 51

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Die Brüder.

Erzählung von Hermann Sorn.

(Fortsetzung.)

Ludwig beugte sich zu Max herab, hob seinen Kopf auf und wandte ihn jenem Winkel zu. „Siehst Du,“ sprach er, „jener Winkel in deiner dunklen Unordnung, die Du nicht siehst, weil nur ein spärlicher Lichtschein der Erkenntnis hinein fällt, ist Dein Inneres. Erst wenn Du Alles hell erleuchtet siehst, bemerkst Du, wie notwendig es ist, daß hier gesäubert werde.“

Er ging an das Fenster und zog an der Schnur des Vorhanges, daß das grelle Nordlicht den Winkel in seiner Unordnung und seinem Staube grell beschien. „Du hast Dein Inneres nie gesäubert und gereinigt, Max, daß sich viel Unrath darin angesammelt hat, den Du noch nicht allein erkennen kannst, den ich, Dein Bruder, aber Dir zeigen muß, indem ich Dir das Licht der Erkenntnis bringe.“

Hierauf zog Ludwig die Vorhänge wieder zu und ging in Zimmer auf und ab.

„Das Verfehlte und Sündige der Kunststrichtung, die Du bisher eingeschlagen hast, hast Du wohl eingesehen?“ frug er nach einer Weile.

„Ich glaube wohl zu fühlen, was Du meinst, ich will auch in Deinem Sinne malen, aber ich kann es nicht auf die Leinwand bringen.“

„Das ist natürlich,“ erwiderte Ludwig, „solch' ein hoher Stoff läßt sich so leicht nicht zwingen, und dann ist Dein Herz auch noch nicht genügend demüthig und zerknirscht. Andere Gedanken schlimmer Art stören Dich noch.“

Max zuckte zusammen bei diesen Worten.

Dann begann Ludwig in häuerischer Verehrtheit von den Qualen der Hölle und den Freuden des Himmels zu sprechen. Seine grellen Bilder verband er dabei ab und zu mit einer nackten Logik, die mit blinden, von schwarzem, merschütterlichem Fanatismus gesättigten Urtheilen arbeitete und sich bemühte zu beweisen, was ihr Darleger in dunklem, starkem Drange wollte. Am Ende einer solchen Erklärung fuhr er dann auf: „Aber all' mein Reden ist umsonst, wenn Du nicht aus Deinem Herzen reissen kannst, woran Du heimlich verstoßen Deine Sinne weidest mit verlockenden Gedanken... Max, Du liebst das Mädchen noch!“

Das fuhr in das Herz der geheimigten Brust, wie das scharfge Messer, das der Feind dem gebundenen Opfer am Marterpöhle in's Fleisch sägt.

„Nein, nein!“ schrie der Aermste in seiner Qual auf, die nun in ihren innersten Tiefen dem kalten Blick des Bruders sich zeigte.

„Max, Max, so schwach bist Du, daß Du Dich vor Deinen eigenen Gedanken fürchtest?... Ist das wahr, was Du sagtest?“

Der Unglückliche verbarg sein Antlitz in den Händen.

„So zieht eine Sünde die andere nach, Du hast gelogen!“

Da durchzuckte Max ein Hoffnungsstrahl.

„Ludwig, ich... ich liebe sie ja...“ sagte er schmeichelnd, „ja, und ist das denn Sünde... und... und... wenn ich sie am Ende später heirathe?“

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen des älteren Bruders. „Sünde ist die Liebe nicht, aber sie wird es, wenn wir sie ohne Berechtigung legen, so daß sie uns zum Bösen verleitet. Was Du Dir da vormachst, glaubst Du selbst nicht, und willst damit nur Dein böses Gewissen einkullen. Statt Deinen Pflichten zu folgen, willst Du blinden, thierischen Trieben Dich unterwerfen und vergißt darüber ganz Deine Menschenvürde. O pfui, pfui!“

Da verlosch die Hoffnung, wie der letzte rothe Schein der sinkenden Sonne hinter dunklen Wolken.

„Ich will sie nicht mehr lieben, ich will sie nicht mehr lieben!“ stammelte das arme, große Kind.

Nicht Tage lang ging Max nicht mehr zu Marie. Beständig sagte er sich vor: „Du darfst sie nicht mehr lieben,“ aber bei allem harten Ringen vermochte er die heiße Sehnsucht seines Herzens, die ihm immer mehr als Sünde erschien, nicht zu zähmen. Es war, als wüchse sie ihm zur Pein, je mehr er sie unterdrücken wollte.

Seine stillen, belückenden Gewohnheiten gab er auf. Jeden Tag kam sein Bruder, ihn zu belehren und mit ihm zu beten.

Es schauderte ihn, wenn er dessen schweren Tritt die Treppe heraufkommen hörte, und ein heimlicher Groll sagte ihm beim Anblick seiner schwarzen Gestalt, der sich in Furcht verwandelt bei den Andachtsübungen mit den dunklen Vorstellungen, die in ihm durch dieselben erweckt wurden. Abscheuliche Gedanken, die er nie gekannt hatte, wurden durch die Lektüre von Büchern in ihm erweckt, in denen unterdrückte menschliche Sinnlichkeit sich in Lüsterheit verwandelt hatte, die sich mit häßlicher Gier an Bildern heransteuerte, die die Sinne mit aller Macht erweckten und die Befriedigung derselben zugleich in jeder Weise verbot und mit Strafanrohungen belegte. Bei diesen fortgesetzten, aufreizenden Durcheinanderwühlungen seines Gemüths begann sich auch allmählig seine Liebe zu Marie zu verwaschen.

Nicht mehr ihren zärtlichen Blick, den liebevoll ernst zusammengezogenen Mund spiegelte ihm seine Phantasie vor, sondern nach ihrer weichen, lipprigen Gestalt, nach ihren vollen Armen sehnte er sich, und ein Kampf entspann sich in seinem Innern, der immer mehr von den Mächten geleitet wurde, die sein Bruder im Anfange bei ihm zu sehen gemeint hatte, und die jetzt künstlich erzeugt wurden.

Davon wollte er sich beständig durch das Malen

eines edlen, gottwohlgefälligen, mächtig pacenden Bildes, wie sein Bruder sagte, entführen.

Er hatte seinen süßenden Seligen bekommen.

Zimmer mystischer und mystischer gestaltete er ihn in den Zügen, der Gestalt und Belichtung, daß er schon längst die Grenzen der möglichen und zulässigen Anschauung überschritten hatte, und immer wieder und wieder kam sein Bruder und hatte sein kopfschüttelndes, überlegenes Lächeln: „Das ist noch lange nicht das, was ich fühle und auch Du fühlen mußt!“

So verlor er immer mehr die Fähigkeit, das widerzugeben, was er geschaut hatte, die sonst in seinem weichen Gemüthe gelagert hatte, wie das Bild seiner Umgebung in einem schönen Bergsee.

Als sein Zustand bei wachsender Abnahme seiner Kräfte immer unerträglicher wurde, kam ihm plötzlich der Gedanke: „Du willst zu ihr gehen und sie von Dir stoßen in Wirklichkeit, wie Du es schon im Geiste gethan hast, Du willst ihr sagen, daß Du sie nicht mehr liebst, nicht mehr lieben darfst!“

Eines Tages stand er, nachdem er erst vergeblich hatte malen wollen, von seinem Gebete auf und wollte zu ihr.

Als er an seine Hausthür kam, stand da sein Professor von der Akademie, den er stets gern gehabt hatte, ein derber, herzenguter Altbayer mit seiner mächtigen Gestalt, deren breite Schultern in einer grün ausge schlagenen Kochelsojpe steckten.

„Kreuzsakrament, rennen Sie mich nicht um!“ rief ihm der entgegen. „Wo wollen Sie denn hin, und wie sehen Sie denn aus?“

Max starrte den Sprecher aus seltsam flackernden Augen an.

„Ich,“ erwiderte er, und schien sich zu besinnen, „ich muß fort, auf der Stelle!“ und damit wollte er sich wenden.

„Halt, halt,“ sagte der ältere Mann, „einen Augenblick werdet Ihr für Euren Lehrer wohl übrig haben!... Was in aller Welt ist denn los mit Euch, Breitenbach? Vor etwa vierzehn Tagen kommt mir da ein dickköpfiger Pfaff auf's Atelier gelaufen und schwägt mir den Kopf voll von verrückten Tollheiten über Eure Sünden, daß ich ihn fast hinausgeworfen hätte, und jetzt betragt Ihr Euch wie Einer, bei dem's im Übersüßlichen nicht richtig ist. Was ist denn los? Man läuft doch nicht mir nichts dir nichts von seinem Lehrer weg, ohne Abien zu sagen und ohne fertig zu sein!“

„Ich kann und darf nicht mehr zu Euch kommen,“ antwortete Max hastig, und schielte an seinem Professor vorbei.

„So,“ machte der schier belustigt, „und warum denn nicht, wenn man fragen darf?“

„Weil . . .“ Max warf ihm einen schenen Blick zu: „Mein Bruder hat's Ihnen ja gesagt!“

„Ja, in drei Teufels Namen, seid Ihr denn Beide verrückt geworden,“ rief der Mann aus, „oder wollt Ihr mich zum Besten haben?“

„Nein, nein,“ erwiderte Max ängstlich und suchte nach einem Ausweg.

Der Professor kriegte seinen ehemaligen Schüler an der Brust zu fassen und wollte ihm in's Gesicht sehen.

Max streckte abwehrend die Hände aus.

„Lassen Sie mich gehen,“ stöhnte er zwischen den Zähnen hervor und dann entwich er und eilte die Straße entlang.

„Holla, das ist ja seltsam!“

Der große Mann hatte den jungen Menschen mit einigen Sägen eingeholt und hielt ihn fest.

„Wo ist Euer sauberer Herr Bruder denn eigentlich zu treffen?“

Max nannte den Namen des Pfarrers, bei dem sein Bruder Hilfsdienste versah, dann ließ ihn der Professor los, und er ging, den Hut rückend, hastig weiter.

In seiner Verwirrung hatte die Unterredung mit seinem Professor gar keinen Eindruck in ihm hinterlassen. Es drängte ihn, zu Marie zu kommen . . .

Wieder war eine Zeit, wo sie allein war. Sie hatte verschwollene Augen, und um ihren Mund, der leuchtend roth in dem blässer gewordenen Gesicht saß, lag ein schmerzlich leidender Zug.

„Guten Tag,“ sagte sie leise und sah erblickend und sich rasch wieder fassend zu ihm auf.

„Essen möchtest ich,“ brachte er rauh hervor. „Hier,“ und er deutete auf eine Stelle der Speisekarte.

Als sie dann zu ihm kam, fühlte er, daß er ihr irgend etwas sagen mußte, und weil er über kein anderes Gefühl mehr verfügte, lachte er höhnisch und fragte dann mit einem häßlichen Zucken des Mundes: „Nun, wie geht es, schönes Fräulein?“

Sie sah erschrocken zu ihm auf.

„Na ja,“ sagte er, und begegnete mit aufblitzenden, flackernden Augen ihrem Blick.

Da stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und plötzlich warf sie sich an seinen Hals. „Max, ach, mein Max!“, schluchzte sie, „s'ist ja Alles nicht wahr, und ich mag den Menschen ja garnicht! Warum bist Du nicht gekommen, und was habe ich Dir gethan?“

Er erschauerte unter ihrer Berührung, duckte den Kopf und hielt sich ganz steif. Dann schloß er einen Augenblick schier besinnungslos die Augen, und es war ihm, als müsse er sie von sich stoßen und weglaufen, um dann wieder umzukehren und sie wüthend in seine Arme zu schließen. Doch das war nur ein Augenblick.

Er fühlte ihren warmen Athem an seinem Halse und an seiner Brust wogte die ihre.

Das Mädchen ließ nicht von ihm. Sie unterbrach ihr Weinen und suchte, ihn fest umschlungen haltend, in sein Gesicht zu blicken. „Was hab' ich Dir denn gethan? Sag' mir's doch, was denn?“

„Nichts, nichts,“ lachte er heiser.

Sie ließ einen Arm los, und strich ihm mit der frei gewordenen Hand über die Haare. „Doch, doch, Du siehst ja ganz anders aus. Wo sind denn die netten Augen, und das liebe, liebe Gesicht? Max! magst mich denn nimmer?“

Jetzt hätte er ihr's sagen können: „Ich mag Dich nicht mehr!“ Doch er hatte nur das heisere, gezwungene Lachen wie die ganze Zeit.

„Machen Sie,“ sagte er dann dumpf, nachdem sie eine Weile vergeblich bemüht war, einen Blick seiner Augen zu erfassen, „ich habe Hunger!“

Sie wich ein paar Schritte mit erhobenen Ellenbogen vor ihm zurück und sah ihm mit verirrter Athemlosigkeit in die Augen, die er starr und abweisend auf sie gerichtet hielt.

„Max! Max!“ schrie sie noch einmal und drückte entsetzt die Hände an die Brust.

In seinem Blick glommt etwas auf wie Haß und Liebe, dann sagte er wieder verbissen: „Ich habe Hunger!“

„Ich . . . ich . . .“ erwiderte sie, und blickte rings um sich und strich sich das Haar aus der

Stirn, „gleich, gleich. Ja, ich bring' Ihnen 'was zu essen!“

Es kam etwas Hellscherisches über sie, daß sie in ihrem Schmerz sah und beobachtete, was sie sonst kaum bemerkt, und in einer starren Befangenheit arbeitete und dachte es in ihr und ließ sie gehen und handeln.

Wie er ehemals von ihr, dachte sie jetzt von ihm: „Was er hat, was er hat?“ Sie sah seine verzerrten Züge und die Fahlheit seiner Gesichtsfarbe mit großen Augen, sie fühlte, wie er ihr manchmal einen Blick zuwarf, unter dem sie erschauerte und dachte nur immer: „Was er nur hat?“

Eublich ging er, verdrossen „gute Nacht“ vor sich hin murmelnd.

„Gute Nacht,“ sagte sie, und nickte mit dem Kopfe. „Gute Nacht!“ Dann setzte sie sich hin und begann eine Schüssel Erbsen anzulesen, und es kam ihr bei dem Geschäft, daß die Finger mechanisch verrichteten, träumerisch in den Sinn: „Er mag Dich nicht mehr!“

Und sie schüttelte leise mit dem Kopfe, daß sich die Thränen aus den Augen lösten und in langsamer Linie glitzernd und heiß die Wangen hinunter rannen und vom Kinn zwischen die grünen Kügelchen der Früchte tropften. „Er mag Dich nicht mehr!“

Doch es kamen Gäste, sie mußte die Thränen hinter sich schieben. Sie hatte eine traurige Zärtlichkeit im Antlitz, wie sie von Einem zum Anderen ging, und sie vermeinte die Blicke der Gäste wie durch einen Schleier seltsam auf sich gerichtet zu fühlen. Wenn jedoch Einer einen Scherz machte, erwiderte sie ihn, wie sich's gehörte und that ihre Pflicht.

Auch der Augsburger Restaurateur kam noch spät am Abend. „Gott verdamm' mich,“ sagte er, „wie schön und bleich sie heute is. De Braut von Corinth is, hol' mich der Teufel, der reinste Weisenknabe dagegen jeweisen.“

Da ging sie hinaus.

Wie sie die Treppe hinunter sah, erblickte sie Jemand auf der untersten Staffel sitzen und mit aufgewandtem Kopfe die weißgeschuerten Stufen herauf nach der Lampe spähen. Da sie nicht erkannte, wer es war, ging sie hinunter, um nachzusehen.

Als sie noch nicht ganz unten war, sprang ihr Jemand entgegen, und plötzlich fühlte sie sich umfaßt und an Jemand gedrückt und geküßt, daß sie die Zähne des fremden Mundes fühlte. Sie bog sich entsetzt nach rückwärts und stieß den Mann von sich.

Da erkannte sie Max.

Er folgte ihr taumelnd nach.

„Ich kann nicht ohne Dich,“ stöhnte er und wollte schwerfällig die Treppe ersteigen, die sie leichtfüßig hinaufgelaufen war. Dabei stolperte er und rumpelte schwer die Stufen hinunter.

Sie sprang wieder hinab.

Da lag er und stöhnte.

„Herr Breitenbach,“ sagte sie ängstlich dringend, „stehen Sie auf!“

„Ja,“ erwiderte er, „ja! . . . Du mußt mein sein, mein sein!“ Und er richtete sich an dem Geländer auf, als ob er trunken sei.

„Was wollen Sie?“ erwiderte sie und sah ihn fremd an.

„Ah,“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor und funkelte sie mit grünen Augen an, „mein sein, mein, mein!“

In ihr wurde es plötzlich nach all' den Erlebnissen kalt, und es war ihr, als sei er ihr meilenweit ferngerückt und darüber wäre etwas in ihr gestorben.

„Gehen Sie nach Hause,“ sagte sie, „Sie sind krank!“

„Ho, ho!“ lachte er, „krank, ja, nach Dir!“

Und er griff mit beiden Händen gierig nach ihren Armen und Wangen.

„Zurück!“ sagte sie erregt und sah ihn mit funkelnden Augen an. „So, also so Einer sind Sie?“ begann sie mit geprehter Stimme. „D, pfui Teufel, Sie hundsgeheimer Mensch! Wie haben Sie sich die ganze Zeit verstellen können, daß erst jetzt die wahre Natur rausgekommen ist!“

Er murmelte etwas, lassend wie ein Trunkenet- und hielt sie fest.

Da ging oben die Thüre und der Augsburger kam zum Gehen gerüstet heraus.

„Lassen Sie mich los,“ sagte sie, „Sie abscheulicher Mensch!“

Der dicke Restaurateur kam die Treppe herab, Max beachtete ihn nicht.

„Wollen Sie mich jetzt wohl los lassen?!“ widerholte das Mädchen noch einmal drohend und ängstlich zugleich.

„Da Sie,“ sagte der Berliner Augsburger, „werden Sie wohl das Mädchen gehen lassen, Sie Lump!“ Dann schlug er dem Sinnlosen mit seinem Stock über den Kopf. Das Mädchen entstoh mit einem entsetzten Blick.

Max sah ihm nach und hob die Hand gegen den dicken Restaurateur, daß der, sich bedroht glaubend, seine erhöhte Stellung benutzte und von oben herab dem jungen Maler noch einen Dieb versetzte.

Wie sich der nicht wehrte, wuchs ihm der Muth, die stilkke Enttäuschung über den Anfall, auch das Mädchen kam hinzu und seine Stimme zu lautem Geschrei erhebend, hieb er auf den die Streiche nur mit den Händen Abwehrenden ein.

„Warte, ich werde Sie, Kanaille!“ schrie der Dicke beständig, und prügelte den Unglücklichen wie einen Hund zur Thüre hinaus.

Wie ein Sieger turnte er dann die Treppe hinauf, und als ob es seine Spezialität sei, unschuldige Mädchen heldenmüthig zu verteidigen, sah er sich oben gleichmüthig um, indem er versicherte, daß das noch lange nicht genug sei für so 'nen Menschen, den man vor Gericht ziehen müsse.

„Ach, was,“ sagte die Tante, „mit dem Gericht will ich nichts zu thun haben, aber seinem Bruder müssen Sie's sagen, das ist ein Geistlicher.“

„Na warte, Männchen!“ sagte der Dicke. Dann wandte der Sieger sich an Marie.

„Und mit solch' einem Kerl können Sie sich abgeben? Da sehen Sie's wieder!“

Was sie wieder sehen sollte, wußte das Mädchen nicht, aber sie hatte ein ganz abscheuliches Gefühl in sich und es war ihr, als müsse sie ausspucken.

VII.

Als Ludwig am anderen Morgen wie gewöhnlich zu seinem Bruder kam, wurde er von dessen Hausfrau, der jungen Frau eines Schriftsehers, empfangen. Das junge Weib sah etwas übermäßig aus und hielt die Hand beschwichtigend in die Höhe, als er in das Zimmer seines Bruders treten wollte.

„Was giebt es, meine gute Frau?“ fragte er. „Pst!“ erwiderte sie, „Ihr Bruder ist schwer krank.“

Als er mehr erstaunt als erschrocken aufsaß, fuhr sie fort: „Gestern Nacht um elf Uhr kam er nach Hause. Wir hörten ihn erst schon so seltsam heruntertappen, und wie er dann großen Lärm machte, liefen wir herüber, und da steht er im Winkel, wo seine Flaschen aufgestellt sind, und haut die mit seinem Stock kurz und klein, und schwächt und babbelt beständig vor sich hin. Und auf einmal fällt er um und liegt mitten in den Scherben . . . O, ich sag' Ihnen, schrecklich hat er ausgesehen. Das Gesicht verzerrt und voll Blut und eine Schramme an der einen Hand. Mein Mann und ich haben ihn dann rasch zu fassen gekriegt, und ich mit dem Schwamm drüber her, und dann in's Bett und kalte Umschläge gemacht. Die ganze Nacht hab' ich bei ihm gewacht, und wie mein Mann heute Morgen zur Arbeit ging, ist er gleich zum Doktor gegangen, der muß jeden Augenblick kommen . . . Er fiebert, der arme Mensch. Ganze Geschichten erzählt er. Hören Sie?“

Sie hob den Finger und durch die Thür drang es seltsam an Ludwig's Ohr, wie leises Gemurmel im Traume, und dazwischen lautere, deutlich zu verstehende Worte.

„Ludwig!“ hörte er jetzt ganz deutlich. Es klang wie wahnsinnige Angst und erstarb in leisem Murmeln, um dann in ein zärlisches „Marie, Marie!“ unterzugehen. Hierauf kamen ganze Sätze. „Marie, ich bin ja nicht schuldig! Ludwig hat einen großen schwarzen Bart, nein, einen langen Rock . . . ach, ich

weiß nicht . . . Aber wenn du zu ihm kommst, dann mußt du beten, kammere beken!" Er sicherte verstohlen heimlich. "Ach, Marie, das ist die Sünde! . . . Wir sind ja alle Sünder . . . Ich habe dich gelüßt . . . o . . . gelüßt, und dafür . . . aber weine nicht, sei lustig, ich bin auch lustig, o, so lustig . . . Ja, ich schwöre, Ludwig, ich schwöre, so wahr ich . . . ja, ich schwöre, ich will sie nicht mehr lieben!" Es klang wie ein ersterbeendes Weinen zum Schlusse.

"Hören Sie?" sagte die Frau. "Ach, der arme, arme Mensch!" Ludwig vermeinte einen auftragenden Blick aus ihren Augen aufgefangen zu haben.

"Es war so ein guter, gesunder, stiller Mensch früher, und erst seit drei Wochen etwa ist er wie umgewandelt."

"So?" antwortete Ludwig.

Die Frau drückte noch an etwas herum.

"Nun?" fragte er.

"Nichts für ungut, Hochwürden," sagte sie, "aber ich wollte Sie nur bitten, wenn mein Mann kommt. . ."

"Was ist mit Ihrem Manne?"

"Ach, wissen Sie, er ist so best'ig und . . ."

"Nun, und da soll ich ihm in's Gewissen reden?"

"Sie . . .?" Sie sah ihn mit einem schier verächtlichen Blick an. "Nein, deswegen nicht . . . Aber wissen Sie, er meint, Sie seien schuld daran, daß Ihr Bruder so krank ist! Ich verstehe ja nichts davon, aber er meint, Sie allein hätten ihn soweit gebracht, mit Ihrem Fan — Fanatismus . . . Der Herr Breitenbach hat nämlich heute Nacht so allerlei gesprochen, und das hat sich mein Mann denn so zusammengereimt mit dem, was er gelesen und gehört hat . . . Wie gesagt, nichts für ungut, ich verstehe ja nichts davon, aber wahr ist's, seit Sie zu ihm kommen, ist er wie umgewandelt. Drum möcht' ich schön bitten, daß Sie, wenn mein Mann heut' Abend kommt, anfragen, daß er Sie nicht zu sehen bekommt. Er wird gleich so heftig . . ."

Ludwig, der ihr erstarrt zugehört hatte, wurde einer Antwort enthoben, denn man vernahm den Kranken drinnen schreiend aus dem Bette springen, daß es galt, zu seiner Beruhigung in's Zimmer zu eilen.

Nur mit Gewalt konnte man den von heftigem Fieber durchtobten Körper wieder zu Bett bringen und den Kranken einigermaßen beruhigen. Ueber diese Beschäftigung kam man dann nicht mehr auf das stattgesundene Gespräch zurück, auf das nochmals einzugehen der junge Geistliche zu hochmüthig war.

Nachdem Ludwig den Zustand seines Bruders gesehen hatte, beschloß er so'ort, bei Max zu bleiben und ihn zu pflegen, beorderte, daß nochmals zum Arzt geschickt werde, theilte seinem vorgefetzten Geistlichen den eingetretenen Krankheitsfall mit und bat zugleich, der Krankenpflege wegen für's Erste seinen Verpflichtungen enthoben zu werden. Er war weder durch den Anblick des Kranken gerührt, noch fühlte er sich allzu'ehr überrascht, da er durch die Vorgänge der letzten Wochen an das Außergewöhnliche gewöhnt war. Er that nur, was er glaubte, sich schuldig zu sein.

Der Arzt konstatierte ein hitziges Nervenfieber, und da er zu der ruhigen Sicherheit des jungen Geistlichen Vertrauen hatte, zeigte er ihm — er war ein Jünger der neuerdings wieder auf gekommenen Naturheilmethode — die vorzunehmenden Maßnahmen und Waschungen, wozu die junge Hausfrau alles Nöthige herbeischleppte, und vertraute ihm die Pflege des Kranken an, worüber Ludwig sogar eine Art Befreiung empfand, wie immer, wenn ihm eine Arbeit zuertheilt wurde, bei der es ohne schwierige, seine Ueberlegungen einzig auf regelmäßige Befolgung des Vorgeschiedenen ankam.

"Konsequent," sagte der etwas bleiche und aus mattglänzenden Augen blickende Arzt, "konsequent und andauernd, Herr Kaplan, das sind die Grundbedingungen jedes Erfolges, und so auch hier."

Eine Welle betrachtete der Mann den Kranken noch, strich sich nachdenklich durch den spärlich gewachsenen schwarzen Vollbart und verabschiedete sich dann.

Mit kaltblütiger Gelassenheit machte sich Ludwig nach seinem Fortgehen an die Ausübung seiner Krankenküsterdienste. Er machte die vorgeschriebenen Umschläge, wusch den fiebernden Körper, und die

wilden Phantasien des Kranken, in denen sich immer und immer wiederholte, was er im Anfange gehört hatte, machten so wenig Eindruck auf ihn, wie das Plauschen eines Wasserfalles oder die erregten Elemente der Natur nie vermocht hatten, ihn aus dem zäher, ständigen Kaskad seiner Gedanken zu bringen oder sein Gemüth zu erhöhter Thätigkeit anzuregen.

Am Samstagmorgens, als der Kranke anscheinend ganz ruhig schlief, war es, als er draußen die Klingel hörte und gleich darauf bei ihm geklopft wurde. Als er "Hör'n!" rief, so laut und deutlich, daß der Kranke stöhnend aufsprang, stand der Pfarrer, bei dem er Hülfedienste verah, vor ihm.

Der joviale, ältere Herr, der in aller Gemüthsruhe die Einkünfte seiner Priore verkehrte, und seine Stellung mit einer gewissen phlegmatischen Gutmüthigkeit, die sein stattliches Büchlein sehr begünstigte, verah, war gestern Abend noch durch den Professor des Bruders seines Vikars in eine gewisse Erregung versetzt worden.

Da er seine Mußstunden gern mit behaglichen, ästhetischen Studien eines geläuterten Verstandes ausfüllte und mit Leuten der Kunst und Literatur in wechselseitig anstehendem Verkehr stand, war ihm auch dieser Professor bekannt, der ihm in seiner verben Art ein ganz energisch gezeichnetes Bild des jungen Breitenbach, wie er ehemals war, und wie er jetzt durch den Einfluß seines Bruders geworden war, vor Augen stellte.

"Eine Schande ist's, Herr geistlicher Rath", schloß der Professor seine Rede, "wie der bauerntümliche Fanatiker mir den jungen, talentvollen Menschen in den wenigen Tagen zugerichtet hat. Und warum ich nicht Ihre vernünftigen Ansichten kennen würde, denen ich zu'rue, daß sie dem Dekaplan den Kopf zurechtsetzen, ich würde, w.ih Gott, die ganz Geschichte einmal als drastisches Beispiel veröffentlichen lassen." (Fortsetzung folgt.)

2

Die „edle Jägerei“ im Zeitalter der Reformation.

Von J. Siebert.

Die Jagdgerechtigkeit lag im Mittelalter fast durchgängig in den Händen der Junker oder adeligen Grundherren. Außerdem gehörten zu den meisten Klöstern ansehnliche Waldungen, so daß also auch die frommen Klosterbrüder Gelegenheit fanden, von den Anstrengungen des schweren Berufs sich durch das frisch-fröhliche Waidwerk zu erholen. Endlich besaßen einzelne Städte, besonders in Westfalen, Jagdgerechtigkeit. Eifersüchtig wachten die Jagdberechtigten über Wald und Wild, und fürchtbar waren die Strafen, die auf die unbefugte Ausübung der Jagd gesetzt waren.

Mag. Cyriacus Spangenberg erzählt in seinem „Jagtenffel": „Es ist zwar nicht sehr lang (Anno 1557 ist mir recht) das der hochwürdigste Vater (Gott verzehle mir) der Erzbischof zu Salzburg einen bawren der Jagt halben hat in ein Hirschenhaut vermachen und also hegen lassen. Ist im Herbst um Ruperti geschehen."

An einer anderen Stelle sagt er: „Wie sollt man nu gedenken, wie etliche um eines Hasens willen den Unterthanen die augen angestochen, hende oder füsse abgehawen, nazen und ohren abgeschnidten und dergleichen Unmenschligeit an inen begangen. Aber es wolt lang werden, solchs alles zu erzelen."

Obwohl Sachsenspiegel und Schwabenspiegel, die beide in hohem Ansehen standen, ausdrücklich erklären, daß eines wilden Thieres wegen ein Mensch an seinem Leben nicht gestraft werden dürfe, so setzten doch Fürsten und Junker, Pfaffen und Städte die Todesstrafe auf den Diebstahl des Wildes. So wird von Moritz von Sachsen erzählt, daß er einen Wilderer damit gestraft habe, daß er ihn zwischen das Geweih eines wilden Hirsches habe binden lassen.

Für den Bauernstand bedeutete die Jagdlust der Grundherren eine fürchtbare Geißel. Ohne Murren mußte der Bauer zusehen, wenn ihm das Wild die

Früchte des Feldes zertrat oder abfraß, wenn Hasen und Mehe, Hirsche und Wildschweine sich von den Früchten seines Schweiges mästeten. Aber warum jagte er die wilden Thiere nicht fort? Gerhart Lorichius berichtet: „Also hat die Jachtsucht uns're Herrn bestanden, daß sie auch ihren Bawren verbieten dürften, das Wild von iren Gärten, felden und wiesen zu schenken oder abzutreiben, sondern zwingen die armen Leute, das sie es müssen dulden und gehehen lassen, das inen das Wild alles auff dem selbe und in gerten abfrege, und daher wird für einen auffreutigen Buben verdampt, welcher einen Hasen in seinem Krautgarten fehet, oder eine wilde Sauwe in der Saat felleet, oder eine Hinde auff seinem sücke schenffet." Und Spangenberg: „Sie gebieten auch ihren Unterthanen, keine zenne noch weide um ire gerte zu haben, oder müssen die nicht hoch machen, oder die spigen an zannstaden ablegen und vergleichen, das ir Wild unbefehdigt könne ans und einspringen, den armen Leuten das ire abfrezen und sich also mit derselben sauren schweis und blut messen. Es soll ein gewaltiger Herr seinen Unterthanen geboten haben, keinen Hund zu halten, er habe in dan zuvor der h'ndern füsse einen gelemet oder abgeschlagen."

Wenn aber ein Bauer sich einfallen ließ, eins der zudringlichen Thiere zu töden, so ging es ihm an's Leben: „Es hat auch ein Herr seiner Unterthanen einen (darümb das d'erb' e'n Schwein gefellet) zu kalter Winterszeit in Rhe'n gejagt, darinnen er so lange stehen müssen, bis er eingefroren, welchs im se'n lebenslang an seiner gesundheit geschadet."

Klagen über Wildschäden wurden garnicht angenommen, und der Kläger hatte nur Spott und Hohn, oftmals auch Prügel zu erwarten. Was aber das Wild nicht ab'raß oder zertrat, das wurde vernichtet während der Jagd selbst, das zerstampften die Hufe der Rosse.

Der Bauer hatte aber auch die Pflicht, sich direkt für das Jagdvergnügen seiner Herren auf'opfern, einmal durch den Zwang, die Hunde des Herrn zu füttern, und dann besonders durch die mannhörlichen Treiberdienste. „Sie brauchen auch der Bawren an Hundes statt, das sie wie die Hunde belien, das Wild anfallen, Jagen und hegen müssen, und machet mans warlich seltsam."

Mitten in der Arbeit mußte der Bauer Pflug und Rechen bei Seite legen, wenn der gnädige Herr seiner bedurfte. Und was war der Lohn für treue Dienste? Selten ein Lob, vielfach Schmähungen und Schläge, wenn das Jagdvergnügen nicht nach dem Wunsche des Gebieters war. „Wie man sich in Jagten gegen die arme Leute und Bawren verheht, wissen un're Jünderlein zu guter masse selber wol, wie sie aus lauter gutblindel und stinkender hoffart sich lassen blinden, sie sind viel besser denn gemeine Leute. Darümb sie dieselben nicht allein verachten und irer armut, blöße, einfalt und elends spotten, sondern sie auch ans ufferst versprechen, schelten, schmezen und lestern, und zu irem schaden verlach'n, oftmals ih'el handeln und grenlich schlagen, und als wolten sie dieselbigen zerreißen, wüten, und wie die wilden Thiere gebaren, auch oftmals an ihrer gesundheit verlegen, oder da sie onzesehr von einem Wild befahdigt worden, gleich ihre freude daran haben, und sie also geringer achten, denn die stinkenden Hunde."

Hans von Schwarzenburg faßt das Elend der Bauern in folgende Verse:

Das ist der will des Herren mein
Das ich ihn hez viel Hirsch und schwein
Der Hirt laß die Hund nicht gan
Er heng ihn dan gros Brügel an;
Und für das Wild leid ich kein Jam,
Zeh mir die Jagthund schwarz und braun.
Zu frönen schickt euch, wenn ich lag
Und schonet nicht der Feiertag.
Kein holtz hant ab, es sey denn sach,
Das es dem Wild kein schaden mach.
Dein Mudden schickt mir an die sew (Säue)
Ghe das ich dir den balg erlew.
Zalt, was wir bei euch han verzet
Das euch nicht böses weerd beichert."

Daß unter solchen Umständen die Bauern einer fortschreitenden Verarmung entgegen gingen, ist leicht einzusehen. Gleichwohl mußten sie ihre Abgaben,

ihre Begehren und Stolzgefühle wie feither, ja oft noch reichlicher. Es liegt darin eine Rücksichtslosigkeit und eine Härte, die nicht nur uns, sondern auch die weniger vom Hauch der Kultur berührten Söhne des Mittelalters, soweit sie nicht dem adeligen Elemente angehörten, mit Abscheu erfüllt.

„Und wenn ihnen denn alles verderbt wird,“ ruft Spangenberg: „wo von sollen sie denn der Herrschaft geben und dienen? hat auch je jemand solche Unbilligkeit unter den Heiden erfahren?“

Wer hätte aber bei diesen Jüngern ein Gefühl für Recht und Billigkeit suchen sollen! Von Jugend auf an einen tollen Lebensgenuss gewöhnt, erzogen mit allen Lastern und Fehlern ihrer Vorfahren, ausgestattet mit derselben herkömmlichen geistigen und sittlichen Rohheit, wie jene, waren sie ein Fluch am Leibe des germanischen Volkes, und es hat dreier Jahrhunderte bedurft, um den Bauernstand aus tiefstem Elend emporzuführen.

Daß bei der „edlen Jägerei“ für Verwaltung der Güter, für Pflege und Kunst der Wissenschaft, ja auch nur für den Besuch des Gottesdienstes wenig Zeit übrig blieb, ist erklärlich. Nicht selten kam es vor, daß der Junker, um keine Zeit zu verlieren, Hunde und Falken mit in die Kirche nahm, manchmal forderte er eine Predigt für sich allein — daher der Name Jägermesse —, in vielen Fällen mußte die versammelte Kirchengemeinde Stunden lang auf den Beginn des Gottesdienstes warten, da der gnädige Patron noch nicht von der Jagd zurück war.

Sebastian Brand, der Verfasser des Narrenschiffes, läßt sich also vernehmen:

Man darf nicht fragen, wer die sein,
Bei den die Hund in Kirchen schrein,
So man Mes halt, predigt und sint
Oder bey dem der Habicht schwingt
Und thut sein schellen so erklingen,
Das man nicht beten kann noch singen,
und weiter:

Ich that von Thumherrn nicht sagen,
Die in den Chor ihr Lölgel tragen
Und meinen, es soll schaden neht,
Weil sie sind geboren Edelkeit —
u. s. w.

Spangenberg sagt: „Ich muß hie auch das tabeln und als unbillig straffen, das viel grosser Herrn aus den Klöstern Hundestelle machen — etliche sind auch so ehrerbietig gegen ihre Pfarrherrn und Seelsorger, das sie ihnen ihre Jagthunde zu Hause über den Hals schicken, daß sie ihnen die füttern und herbergen und also die Pfarrherrn an eilichen Bratern der Herrn und Junkern Hundelwechte sein müssen.“

Und nun das Treiben auf der Jagd selbst! Ueber das heillose Fluchen und Lästern schweigen wir als über keine Spezialität der Jägerei. Aber abgesehen hieron bleibt noch viel übrig, das die Gefühlsrohheit des Adels kennzeichnet. Hierher gehören in erster Linie die Späße, die die Edelsten der Nation sich mit den ohnehin geplagten Bauern erlaubten. Spangenberg erzählt, „das sie oft andern Leuten in der Speise ungewöhnlich wild fleisch, Fuchswürste und dergleichen zubringen, welches, ob es wohl nicht allein schadet, bringet es doch manchen um seine Gesundheit. Ich habe etliche redliche Leute gekent, die es ihr Lebenlang nicht verwinden können, und bis in ihren Tod über solche Biberrey geklagt haben.“

Mit welcher Verachtung der Bauer behandelt wurde, lehen wir an anderer Stelle: — „das einer bey einem Herrn ehe zu gnaden kumpt, wenn er zuwen oder drey Bauern tod geschlagen, denn so er einen einigen Hirsch oder Rehe geschossen.“

Terz schildert Erasmus von Rotterdam das Gebahren der Jäger: „Ich glaube, wenn sie (mit Füchten) ein Hundessedel riechen, sie nehmen nicht Vieksam dafür. Darnach siehe nur wunder, was sie für herrlichkeit haben, wenn sie etwan ein Wild zerlegen sollen. Kinder und Hennen mag ein jeder gemeiner Bauer schlachten, aber das Wild nicht ein jeglicher, er sey denn einer vom Erbarngeschlecht.“

Daß bei den Jagdmahlen unbändig getrunken und gegessen wurde, entsprach der damaligen Sitte. Ebenso ist bekannt, daß auf der Jagd auch sinnliche Neigungen ihre Befriedigung fanden, und es drängt

sich beim Lesen der mittelalterlichen Ehebruchsgeschichten unwillkürlich ein Vergleich auf zwischen der Achtung, die Tacitus noch die Germanen ihren Frauen erzeigen läßt, und den ritterlichen Vertretern des *ius primae noctis*. „Das aber auff Jagten oft und viel solche schanden bezangen werden, zeugen auch zum teil die unvershampften und unzüchtigen Lieder, als da sind: Es reit ein Jeger Heyen aus, Item: Es wolt ein Jeger jagen, Jagen für jenem Holz zc. und dergleichen mehr, so einsteils noch unflätiger sind.“ (Spangenberg.)

Uebrigens benutzte man die Jagden auch gern zur bequemeren Beseitigung irgend welcher Feinde. In einer thüringischen Chronik wird folgender Reim angeführt:

Die ward erstochen Luedelich
Der Pfälzergraf von Sachsen Herr Friederich;
Das thut Graff Ludwig mit seinem Spere,
Da er Jagen reit alhere.“

Das ist in kurzen Strichen ein Bild der Jägerei, wie sie sich in den Schriften des Mittelalters darstellt. Wir lassen Herrn Hans von Schwarzenburg noch einmal das Wort:

In aller Heiligen leben Buch
Nicht mehr denn einen Jeger such,
In rechter zeit stalt er das ab
Solchs dir für ein Exempel hab.“ —

Die Nähmaschine.

Von P. M. Grempe.

Die Nähmaschine ist am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wohl die einzige komplizierte maschinelle Vorrichtung, die sich in fast jedem Haushalte vorfindet. Heute, wo überall die Nähmaschine ein treuer Gehilfe des Kulturmenschen ist, denkt man kaum daran, daß — abgesehen von der höchst mangelhaften und unbrauchbaren Konstruktion des Engländers Th. Saint aus dem Jahre 1790 — der erste, wirklich ernsthafte Versuch zur Herstellung einer nähernden Maschine erst im Jahre 1804 von Thomas Stone und James Henderson gemacht wurde. Diese beiden Männer stellten mit ihrem in England patentirten Apparat eine überwindliche Nacht in der Weise her, daß sie die Thätigkeit der Hand beim Nähen durch die Vorrichtung genau nachahmen ließen. Der zu gleicher Zeit von John Duncan angefertigte Mechanismus bediente sich des Tambourprinzips und wurde vorwiegend zum Sticken und Häkeln angewendet, so daß diese Erfindung für die Geschichte der Nähmaschine kaum in Betracht kommt.

Mit großer Ausdauer, nämlich vom Jahre 1807 bis 1839 arbeitete der aus Tirol gebürtige Schneidermeister Madersperger in Wien an der Konstruktion einer brauchbaren Nähmaschine. Die von diesem Manne im Jahre 1814 der Öffentlichkeit übergebene Vorrichtung arbeitete in folgender Weise: die Nadel, welche an jedem Ende eine Spitze und in der Mitte das Dehr hatte, stieg in senkrechter Richtung so lange auf und nieder, bis ein Faden von zirka $\frac{1}{2}$ Meter Länge infolge dieses wechselweisen Durchstehens verbraucht war; nunmehr mußte die Vorrichtung angehalten und eine neue Nadel mit Faden benutzt werden. Von der dann 1839 verbesserten Nähmaschine hat Madersperger dem polytechnischen Institute in Wien ein Modell geschenkt, welche zeigt, daß hier zwei Haupttheile die Arbeit verrichten. Die „Hand“ der Vorrichtung stößt zwei Nadeln, die das Dehr an der Spitze haben, durch den Stoff und verknüpft die Fäden durch Umdrehen; das „Gestell“ hat die Aufgabe, den Stoff zu spannen und die als Hand bezeichnete Einrichtung an dem Stoffe entlang zu führen. Madersperger's Apparat verdient darum besonderes Interesse, weil er die erste Nähmaschine darstellt, die mit Nadeln, welche das Dehr an der Spitze haben, arbeitete, während die Nacht durch Verschlingen mehrerer Fäden erzielt wurde.

Einen Erfinder im wahren Sinne des Wortes, d. h. einen Mann, der sich so der Ausführung seiner Ideen hingibt, daß er acht volle Jahre mit Hunger

und Noth kämpft, um eine nähernde Einrichtung konstruieren zu können, lernen wir in dem Franzosen B. Thimonnier kennen, der im Jahre 1829 eine Nähmaschine der Öffentlichkeit übergab, die mit dem Kettenstich arbeitete und dann auch wirklich in einer Anzahl von achtzig Exemplaren ausgeführt und benutzt wurde. Nachdem im Jahre 1830 das erste französische Patent auf diese Erfindung erteilt war, ließ sich Thimonnier in den Jahren 1845 und 1848 noch einige Vervollkommnungen seiner Maschine in Frankreich und England schützen.

Nähmaschinen von nicht besonders großem Interesse stellten in den Jahren 1830 bis 1849 noch die Engländer Newton, Archbold, Postwick, Walker, Morey, John Fisher und James Gibson her. Die ersten rationell arbeitenden Nähmaschinen wurden aber nicht in Europa, sondern in der neuen Welt konstruirt. Walter Hunt, ein Mann, der in Amerika in den Jahren 1825 bis 1850 mehrere Patente auf sehr verschiedene Vorrichtungen nahm, ließ sich 1834 auch eine Nähmaschine schützen, die zum ersten Male ein Schiffchen benutzte. Da aber Hunt kein rechtes Vertrauen zu dieser Maschine hatte, so blieb seine Erfindung fast ganz unbekannt.

Elias Howe, den man mit Recht als den eigentlichen Erfinder der Nähmaschine bezeichnet, war im Jahre 1819 zu Spencer in Nordamerika geboren; nachdem er 1835—1837 in einer Baumwollfabrik gearbeitet, aber durch eine große Geschäftskrisis seine Stellung verloren hatte, trat er in eine Maschinenbauanstalt in Cambridge ein. Bald darauf finden wir Howe bei einem eigenthümlichen Manne, Ari Davis, der in Boston komplizierte Instrumente anfertigte und den Ruf eines tüchtigen Erfinders genoß. Davis wurde oft von Leuten mit allen möglichen Ideen belästigt, und so kam es denn, daß im Jahre 1839 ein Mechaniker und ein Unternehmer zu ihm kamen, um seinen Rath wegen der Ausführung einer Maschine zum Stricken zu erbitten. Davis aber ließ sich auf keine lange Unterhaltung ein, sondern gab den beiden Männern den Rath, lieber eine Nähmaschine zu bauen. Durch diese Unterredung, die der damals zwanzigjährige Howe mit anhörte, wurde in diesem der Gedanke, eine solche Maschine zu konstruiren, wachgerufen. Immerhin ging dieser Mann erst im Jahre 1813 an die Ausführung seines Vorhabens, als er, mit Noth und Entbehren kämpfend, für sich und seine Familie den Lebensunterhalt nicht mehr ausreichend verdienen konnte.

Von dem Gedanken, das Nähen mit der Hand durch die Maschine einfach nachzuahmen, ausgehend, verbrachte Howe bis Anfang des Jahres 1844 die Zeit mit vergeblichen Versuchen. Da brachten ihm denn seine Kenntnisse des Webstuhles auf die Idee, die Anfertigung der Nähte in ähnlicher Weise zu bewerkstelligen, wie die Vereinigung zwischen Ketten- und Schußfaden erzielt wird. Trotz des Spottes der „alten, wohlverfahrenen Leut“, arbeitete der junge Howe rüstig an einem Holzmodell. Als er dieses fertiggestellt hatte, gelang es ihm, von einem Schulfremd Georg Fisher die nöthigen Geldmittel für eine eiserne Maschine zu erhalten, die er während des Winters 1844/45 zur Ausführung brachte. Nachdem Howe bereits im April 1845 mit seiner Nähmaschine Probearbeiten hergestellt hatte, nähte er im Juni zwei Tuchanzüge. Diese erste Nähmaschine Howe's machte damals bereits dreihundert Stiche pro Minute.

Als nun der Erfinder glaubte, die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben, da mußte er einsehen, daß er noch den schwereren Kampf mit der Gleichgültigkeit und der Abneigung der Schneider gegen die Nähmaschine zu bestehen hatte. Als Howe bei einem Wettnähen mit seiner Maschine mehr leistete als fünf der tüchtigsten Schneiderinnen, da dachte er nunmehr endlich am Ziel zu sein; — doch es lief nicht eine einzige Bestellung auf seine Nähmaschine ein. Gewiß ist hierbei zu berücksichtigen, daß der Preis damals sich auf zirka 1200 Mark stellte; aber dennoch bleibt es unverstänlich, wie die praktischen Amerikaner der so wichtigen Erfindung ihres Landsmannes so wenig Interesse entgegenbringen konnten. Als Howe im September 1846 Patentirung seiner Maschine erreicht hatte, schickte er



Nach einer photographischen Aufnahme.

Der Triumph der Republik.
Broncegruppe von Jules Dalou.

seinen Bruder nach England; hier aber war dieser durch bittere Noth sehr bald gezwungen, die Nähmaschine an W. Thomas für 5000 Mark mit dem vollen Fabrikationsrechte zu verkaufen. Allerdings war verabredet worden, daß Thomas für jede von ihm fabrizirte Nähmaschine eine Abgabe von 60 Mark an Elias Hove in Boston zahlen sollte, — aber der Erfinder hat nie einen Pfennig von dem Engländer erhalten; dagegen verstand es Thomas, die Nähmaschine als seine Erfindung auszugeben und auf Grund seines englischen Patents aus dem Jahre 1846 von jeder in dem Inselreiche gebanten Maschine dieser Art eine Gebühr von 40 Mark zu erheben.

Um die Nähmaschine auch für die Herstellung der Korsetts gebrauchen zu können, ließ sich Thomas im Frühjahr 1847 E. Hove selbst kommen. Nachdem der Erfinder die Aufgabe gut gelöst hatte, — wurde er entlassen. Als er im April 1849 wieder nach Amerika zurückkehrte, erfuhr er, daß seine Erfindung mit einigen Veränderungen mittlerweile doch Eingang gefunden hatte. Nach langen Bemühungen gelang es Hove, seine in London verfertigte Nähmaschine zurückzukaufen. Seine nunmehr an die Nähmaschinen-Fabrikanten gerichtete Aufforderung, die Herstellung aufzugeben oder ihm Abgaben zu entrichten, blieb unbeachtet. Hove strengte daher einen Prozeß an, den er auch glücklich gewann, obwohl sein Hauptgegner, J. M. Singer, nicht nur nachwies, das Hant bereits eine im Prinzip ähnliche Maschine vor Hove konstruirt hatte, sondern auch diesen Erfinder aufzusuchen verstand und dessen Maschine, die seit dem Jahre 1834 auf dem Boden gelegen hatte, als Beweis vorführte.

Die endlich im Jahre 1854 getroffene Entscheidung des Gerichtes ist nicht nur darum von Bedeutung, weil das Patent Hove's als zu Recht bestehend anerkannt und Singer's Maschine als Patentverletzung bezeichnet, sondern auch ausdrücklich hervorgehoben wurde . . . „daß nicht der geringste Zweifel darüber obwalte, daß der Segen, den die Einführung der Nähmaschine der Menschheit bringe, Herrn Elias Hove zu danken sei.“ Bis zum Frühjahr 1867 bezog der Erfinder denn auch eine bestimmte Abgabe von jeder hergestellten Nähmaschine, dann aber zeigte er eine feltene Uneigennützigkeit, indem er auf die Verlängerung seines Patentes verzichtete, indem er erklärte, schon mehr Vermögen zu haben, als er brauche. Bereits am 3. Oktober desselben Jahres starb Hove.

Die Einführung der Nähmaschine in großem Maßstabe bewirkt zu haben, ist das Hauptverdienst Singer's, der auch seine Maschine mit dem Schraubrad und dem federnden Drückerfuß als Transportvorrichtung versah. Nach Ausgang des für den Erfinder gut verlaufenen Patentstreites verstand es Singer, noch im Oktober des Jahres 1856 die Vereinigung der vier größten Nähmaschinenfirmen (Hove, Wheeler & Wilson, Grover & Baker, Singer) durchzuführen. Die von der „Singer Manufacturing Company“ betriebene Fabrikation von Nähmaschinen nahm bald einen solchen Aufschwung, daß im Jahre 1874 die jährliche Produktion fast eine Viertelmillion Maschinen ausmacht.

Wilson, der sich später mit dem Kaufmann Wheeler verband, verbesserte die Nähmaschine in der Weise, daß sie sowohl beim Vor- als Rückgange des Schiffchens je einen Stich machte; später ersetzte er dann das Schiffchen durch einen Drehhaken. Der Schneider Grover, welcher mit Baker zusammen eine Fabrik errichtete, veränderte Hove's Erfindung dadurch, daß er das Schiffchen durch eine Einrichtung ersetzte, welche beim Nähen den Knoten- oder Doppelstich erzeugt. Endlich ist N. Gibbs als Erfinder der Kettenstich- oder Einsaden-Nähmaschinen zu erwähnen.

Nachdem so die Nähmaschine in ihren Hauptkonstruktions-Formen überall eingeführt war, ist natürlich der menschliche Erfindungsgeist nicht müßig gewesen, sondern hat rastlos auf neue Verbesserungen geforscht; so ist es denn erklärlich, daß im Laufe der Jahre diese Maschinenart in allen Theilen auf jede Art und Weise vervollkommen wurde, wovon die noch jetzt jährlich ziemlich große Anzahl der Patent-Anmeldungen und -Ertheilungen Zeugniß ablegt.

Außer den verschiedenartigen Nähmaschinen für Stoffe werden heutzutage noch für alle nur denkbaren gewerblichen Zwecke mannigfache Spezialmaschinen geliefert.

Hand in Hand mit dem Ausbau aller Arten der Nähmaschine ist eine Vervollkommenung der Zubehörttheile und der Hilfsapparate gegangen, wodurch die Vornahme sehr komplizirter Arbeiten mit Leichtigkeit ermöglicht wird.

Um in größeren Betrieben dem Menschen das Treten der Maschine, also die Hauptarbeit abzunehmen, sind natürlich auch von der Technik entsprechende mechanische Antriebs-Einrichtungen konstruirt worden, die sich allerdings bisher wenig eingeführt haben. Abgesehen von den wenig rationell arbeitenden Federmotoren sind in dieser Hinsicht die Wasserfäulenmaschinen und der elektrische Antrieb besonders erwähnenswerth.

In Deutschland hat die Nähmaschinen-Fabrikation immer mehr und mehr an Ausdehnung und Bedeutung zugenommen; der Werth der deutschen Produktion wird auf jährlich 35 Millionen Mark geschätzt. Eine eigenartige Thatsache ist hierbei noch erwähnenswerth: während nämlich Amerika uns in der eigentlichen Nähmaschinen-Erzeugung bedeutend überlegen ist, liefern wir nach dort dennoch die größte Anzahl der für diese Maschinen gebrauchten Nähadeln.

Wenngleich die Erfindung Hove's bereits äußerst große Verbreitung gefunden hat, so ist doch der Bedarf ein derartiger, daß in Amerika, England, Deutschland und Oesterreich zusammen jährlich 3 Millionen Nähmaschinen fabrizirt werden können. —



Ueber die Färberei.

Von Heinrich Vogel.

(Schluß.)

Aus dem früher Gesagten ergibt sich, daß die Lichtechtheit eines Farbstoffes nicht allein von ihm selbst abhängt, sondern auch von der Art seiner Verbindung mit der gefärbten Faser. Methylenblau färbt Baumwolle direkt und lichteht; auf Seide und Wolle dagegen ist es im höchsten Grade unecht. Auf diesen läßt es sich nicht direkt färben, sondern nur in Form einer Tanninverbindung unter Mithilfe von Brechweinstein. Gerade in dieser Verbindung wird der Farbstoff allmählig vom Lichte zerstört. Die Kunst des Färbens besteht nun darin, die Farben und Farbenverbindungen zu wählen, die sich auf der Faser fixiren lassen, ohne daß das Licht einen merklichen zerstörenden Einfluß auf sie selbst oder auf die gefärbte Faser ausübt. Solche Farben giebt es sowohl unter den natürlichen wie unter den künstlichen.

Eine besondere Art Farbstoffe sind diejenigen, die die empfangenen Lichtstrahlen theilweise in sogenannte Ultraviolette, dem Auge gewöhnlich nicht sichtbare Schwingungen ändern. Sie zeigen im reflektirten Lichte eine andere Farbe, als im auffallenden. Solche Stoffe, die es unter den künstlichen wie unter den natürlichen Farben giebt, nennt man fluoreszirende oder Schillerstoffe; sie sind wenig lichtbeständig, wie z. B. Cochin.

Damit ein Webstoff eine Farbe rein in sich aufnehme, bedarf er oft einer gewissen Vorbereitung. Im rohen Zustande sind mit den Fasern oft Stoffe verbunden, die ihre Benetzung mit der Farbstofflösung hindern. Wolle ist in rohem Zustande mit einem Fettstoffe, dem Wollfett, überzogen, Seide mit einem wachsartigen Stoff, Baumwolle mit einem Harze; auch enthält diese Faser einen braunen Farbstoff, ähnlich die Leinfaser. Hierzu kommt bei gewebten Stoffen oft noch Weberschlächte und bei allen noch Schmutz. Sollen schon gebrauchte Stoffe neu gefärbt werden, so sind die noch vorhandenen Farben oft den neu gewünschten hinderlich. Alle diese Stoffe müssen daher erst von der Faser entfernt werden. Dies geschieht in der Wäsche und Bleiche, indem man sie erst in schwach alkalischen Lauge kocht. Seide wäscht man nur in einem Seifenbade; dies nennt man degummiren. Bei Baumwolle fest man zu der alkalischen Lauge vorthellhaft Harzseife.

Hierauf werden die Stoffe sorgfältig in reinem Wasser nachgespült und dann gebleicht. Dies geschah früher ausschließlich durch die sogenannte Rasenbleiche, wobei die auf dem Rasen ausgebreiteten Stoffe öfter mit Wasser besprengt werden. Dies dauert bei Baumwolle 2—3, bei Leinen und Baumwolle meist mit Chlorkalklösung, Wolle, Seide und Stroh mit schwefliger Säure gebleicht. Auch diese sogenannte Schnellbleiche dauert bei Flach's länger als bei Baumwolle. Man bleicht ersteren daher oft nicht vollständig und unterscheidet bei ihm eine Ganz-, Dreiviertel- und Halbbleiche. Inwiefern benutzt man zum Bleichen übermanganosaure oder doppeltchromsaure Salze. Federn und Haare bleicht man jetzt meist mit Wasserstoffsuperoxyd. Auch die Elektrizität benutzt man schon zum Bleichen, indem man als Bleichflüssigkeit eine Lösung von Chlormagnesium anwendet und diese durch den elektrischen Strom zerlegt, wobei das frei werdende Chlor bleichend wirkt.

In der Zeugfärberei unterscheidet man Garn-, Stoff- und Lappenfärberei. Letztere besteht im Auf färben gebrauchter Kleidungsstücke. Erstere sind meist Groß-, letztere meist Kleinbetriebe. Erstere nutzen die Errungenschaften der Wissenschaft und Technik in weitestem Maße aus, letztere arbeiten oft noch in recht altmodischer, unpraktischer Weise. Was die Farbstoffe betrifft, so sind, wie schon gesagt, die aus dem Thier- und Pflanzenreiche in den letzten dreißig Jahren mehr oder weniger vollständig durch Theerfarben verdrängt worden. Für mindestens drei Viertel aller Färbearbeiten werden jetzt Theerfarben verwendet, von denen jedes Jahr neue, schönere und haltbarere erfunden werden. Die Theerfarbenfabriken haben die praktische Einrichtung getroffen, daß sie mit den Farben gleichzeitig an die Färbereien spezielle Gebrauchsanweisungen für dieselben geben. Die Anwendung derselben ist nicht schwieriger, vielsach leichter und kürzer, als die der früher gebräuchlichen Farben. Auch bei ihnen sind vielfach Weizen wie Tannin, Zinnsalz oder Brechweinstein nöthig, oder Nachspülen in saurem oder schwach alkalischem Wasser, das sogenannte Viviren.

Neben Theerfarben werden am meisten noch Blauholz und Indigo verwendet. Die Farbstofflösungen nennt man Flotten, die von Indigo Klüpen. Für Wolle werden sie kochend heiß, für Baumwolle meist nur warm gebraucht, und die vorher gereinigten und eventuell gebleichten Stoffe in denselben so lange bewegt, bis der gewünschte Farbenton erzielt ist, wobei beachtet werden muß, daß ein Stoff in nassem Zustande stets mehr gefärbt erscheint, als in trockenem, weil in letzterem Falle die dazwischenengelagerte Luft den Farbenton abschwächt. Oft müssen auch Stoffe abwechselnd zwei- bis dreimal in das Farb- und in das Weizbad gebracht werden, ehe sie genügend gefärbt sind, worauf sie in reinem Wasser gespült werden.

Wenn schon in den großen Zeugfärbereien ein sehr vervollkommenes maschinelles Verfahren eingeführt worden ist, so hat dies, doch noch weit mehr in den Klattundruckereien Platz gegriffen. Zuerst trat an die Stelle des in Indien üblichen Handdrucks der Maschinenplattendruck, dann an Stelle des Plattendruckes der Walzdruck, ferner an Stelle des einfarbigen, der mehr- und vielfarbige, wie ihn z. B. die bis 20 Farben gleichzeitig druckende Walzdruckmaschine einer Firma in Manchester liefert.

Durch das Degummiren und Schälen der Rohseide verliert dieselbe 23 bis 24 Prozent an Gewicht (Flach's bis 33 Prozent), ein Verlust, der zum Theil später durch den aufgenommenen Farbstoff wieder ausgeglichen wird. Aber man beschwert die gefärbte, namentlich schwarze Seide noch absichtlich durch beschwerende Zusätze zu den Farben und Weizen. Man hat diese Beschwerung so weit getrieben, daß man aus einem Pfund Rohseide 4 1/2 Pfund schwarz gefärbte Seide gemacht hat. Durch eine solche betrügerische Beschwerung wird auch die Haltbarkeit des Stoffes beeinträchtigt.

Zum Färben von Stroh, Holz, Federn, Horn, Knochen, Elfenbein und ähnlichen Stoffen kann man im Allgemeinen dieselben Farben und Weizen verwenden, wie zu den animalischen und vegetabilischen Webstoffen. Zum Färben von Verstein kann man

nur Farbstoffe und Lösungsmittel verwenden, die ohne zerlegt zu werden, auf 180—200° C. erhitzt werden können, da eine solche Temperatur notwendig ist, um Bernstein echt zu färben. Alizarin und Indigo ertragen diese Temperatur, Fuchsin und Methylviolet aber z. B. nicht.

Die fortwährende Einwirkung von Nässe und mit verschiedenen Dämpfen geschwängerten Dämpfen, verbunden mit häufigem jähen Wechsel von großer Hitze, z. B. in den Trockenräumen von 35—50° C., und unmittelbar folgender großer Kälte, z. B. beim Arbeiten in kaltem, fließendem Wasser, verursachen bei den Färbearbeitern häufig rheumatische und kataraktische Affektionen. Dazu kommen oft recht empfindliche Erkrankungen an den Händen und Armen durch

längere Berührung mit scharfen Stoffen, wie heißen alkalischen und sauren Lösungen, Chlorkalk, Pikrinsäure, Kaliumbichromat, Zinnalz und Brechweinstein. Diese erzeugen Gewebsentzündungen und Geschwüre, namentlich an den Fingern. Auch von den Anilinfarben erweisen sich einige entschieden als Hautgifte und erzeugen Geschwüre, wie Naphtholschwarz und Naphtholgrün B. Besonders in der Zeugdruckerei, wo die Farben und Beizen im Allgemeinen konzentriert verwendet werden, leiden Hände und Magen oft sehr. Viele der genannten Gesundheitschädigungen ließen sich meist vermeiden oder mildern durch bessere Ventilation, im Winter namentlich durch Einführung vorgewärmter Luft in die Arbeitsräume und Anbringung eines Erhänstors an der entgegengesetzten

Seite. Dabei ist die Arbeitszeit besonders während der Saison gewöhnlich sehr lang und der Lohn sehr gering.

Die Verwendung so giftiger Stoffe, wie Bleizucker und Sublimat, sollte auch verboten werden; denn sie lassen sich jetzt sehr gut durch weniger giftige Stoffe ersetzen, ebenso wie das früher vielfach verwendete, jetzt aber verbundene Schweinsurter Grün, sie werden aber noch immer benutzt. Hier ist ein dankbares Feld für Färbereifachvereine. Auch die Gesundheit anderer Personen, die die gefärbten und bedruckten Stoffe verarbeiten und die Träger der daraus hergestellten Kleidungsstücke leiden bei der Berührung mit auf diese Weise hergestellten Stoffen, wie es z. B. bei mit Bleichromat gefärbter Wolle nachgewiesen ist. —

Auf Tod und Leben.

Stizze von G. Macasy.

Die schöne junge Frau hatte beide Arme auf die Mauerbrüstung gelegt und blickte neugierig und erstaunt in die weite, sonnige Landschaft, die sich zwischen dem Gestrüpp hindurch vor ihren Blicken aufthut. So . . . so schön hatte sie sich die Fernsicht hier nicht gedacht. Verächtlich lehnte sie dem düsternen Park mit seinen feuchten, dampfigen Laubgängen und mit den ewig gleichen, zugeschnittenen Bäumen den Rücken.

Hier draußen war das Reich der Sonne.

In weiter Ferne glänzten die Nebenhügel und glatte Flächen goldgelben, schwankenden Kornes. Die weiße, staubige Landstraße mit ihren Pappeln und das dunkelgrüne Band des Flusses theilten die bligende Ebene in drei große Felder, die spitz zusammen liefen, wo sich Fluß und Straße vereinigten. Eine breite Brücke mit hochgeschwungenen Bögen bezeichnete diese Stelle. Darüber hing der Himmel gleich einer tiefblauen Glocke.

Unverwandt starrte die junge Frau in das schöne, lichte Bild hinein und begann zu träumen; ein wenig schwermüthig war ihr Träumen und ein wenig schläfrig. Die Stille ringsum that ihr wohl und sie bewölkerte den klaren, leuchtenden Sommermorgen mit allerlei verworrenen Bildern ihrer Phantasie.

Ganz kleine Punkte, die bald da, bald dort in der Ferne auftauchten, deuteten Menschen an, die auf den Feldern arbeiteten, oder zwischen den Wiesen über die schmalen Raine gingen, ganz kleine Punkte.

Mitunter bligte es vom Fiuß herüber, wenn sich die Strahlen der Sonne, die immer höher stieg, in eine der ruhelosen, zackigen Wellen versangen hatten. Dann zuckte ein jäher Funken auf und warf einen bleichen, silbernen Lichtstreifen zwischen den graugrünen Kronen der Weiden durch. Dann war wieder Alles in gleichmäßige Helle vertheilt.

Die junge Frau gähnte und rücte es sich auf ihrem hohen Sitze hinter der Mauer zurecht. Die spitzigen Steine zerstachen ihr die zarte, weiche Haut an den Armen.

Nun tauchten ganz hinten auf der Landstraße wieder zwei dunkle Punkte auf, die sie eine Weile verfolgte. Langsam, ganz langsam rückten sie näher . . . so langsam.

Die junge Frau wünschte, es wäre irgend Etwas los in dieser unendlichen Stille, die sie zu bedrücken und beängstigen anfang. Suchend glitt ihr Auge über die ganze Ebene bis zu den Bergen, die wie ein violetter Wolkenstreif am Horizont lagen. Aber kein Laut ringsum, keine Bewegung in dem vollen, warmen Sommermorgen.

* * *

Langsam mühten sich zwei Wanderer über die staubige Landstraße.

Der kleine, schwächliche Mann, vorne mit der gelbgrünen Jacke, ging müde und schleppend wie ein Kranker. Er trug eiserne Schellen an den Handgelenken und blickte hilflos nach allen Seiten, als suche er von irgend woher eine Rettung. Aber er sah nicht aus, als ob er die Kraft hätte, zu entfliehen; jeden Augenblick drohte er zusammen zu brechen.

Drei Schritte hinter ihm ging der Feldjäger mit aufgezogenem Bajonnett. Drohend funkelte die blanke Spitze in der Sonne. Faulen Schrittes ging der Jäger hinter seinem Gefangenen her und spähet nach rechts und links aus, ob nicht irgendwo ein Wirthshaus am Wege stehe, in dem er seinen brennenden Durst hätte stillen können.

War das eine Langsamkeit!

Ganz ferne am Horizont sahen sie einen dunklen Streifen, der mit der Landstraße zusammen lief. Gott sei Dank! — dachten sie Beide. Das war die Flur. Und sie ahnten die hellen Häuser des kleinen Städtchens hinter jenen graublauen Sonnennebeln.

Endlich wurde der Jäger ungeduldig. Derb stieß er den Mann mit dem Gewehrkolben in den Rücken.

„Mach' doch!“ sagte er mürrisch. „Das will ja kein Ende nehmen!“

Der Mann knickte furchtsam in die Kniee.

„Ach Gott!“ jammerte er. „Du siehst doch.“

Wie kann ich denn mit dem Fuß? — Er fuhr mit beiden gefesselten Händen nach dem rechten Knie hinab.

„Ganz wund, . . . ganz aufgelaufen,“ sagte er mit zitternder Stimme.

„Bin ich schuld?“ murrte der Jäger verdrossen.

„Hättest Dich nicht gewehrt!“

Der Kleine wurde wie von einem Fieberschauer geschüttelt und ächzte: „Aber mein Gott . . . wenn's an das geht . . . da war's doch mein gutes Recht . . .“

„Ja, Recht . . .“ erwiderte der Jäger roh. „Das hat sich für Dich aufgehört.“

Dann lachte er, als spinne er den angenehmen Gedanken dieses siegesreichen Kampfes zu Ende und schloß gleichgültig: „Ja, . . . ja . . . wie man's treibt!“

Der Mann wandte sich zaghaft und unbehilflich nach rückwärts und blickte den Jäger mit seinen blauen, gutmüthigen Augen stehend an.

„Na, meinetwegen!“ sagte der, und sie blieben nun eine Weile stehen. Der Mann rieb sich mit der äußeren Handfläche der linken Hand und mit den Knöcheln der rechten das verwundete Knie. Dabei verzog ein schmerzhaftes Lächeln sein blaßes, hübsches, verweichtes Gesicht.

Der Jäger betrachtete ihn mit erstaunten Blicken. Bei dem Gesicht! — dachte er kopfschüttelnd . . . Bei dem Gesicht hat er's gethan? . . . Dann grübelte er weiter und empfand einen instinktiven Haß gegen Jenen, der mit einem hübschen, harmlosen Gesicht einen Mord begangen hatte. Und er suchte seinen Haß in Worte zu kleiden.

„Vorzüglich noch dazu! . . .“ sagte er aus seinen Gedanken heraus. „Das ist das Allerschlimmste. Da giebt es nichts Geringes dafür.“

„Meinst Du?“ fragte der Gefangene verzagt und kindlich. „Was denn?“

Der Jäger lachte.

„Na, und ob!“ sagte er wichtig. „Denkst vielleicht zehn Jahre? Geld, das wär' Dir recht. Zehn Jahr, das is eine Spielerei — das hat Einer im Handumdrehen weg. Oder fünfzehn Jahr. Na, das wär' schon was; das hält an. Aber lebensläng-

lich, verstehst? Lebenslänglich . . . das is ganz 'was Anderes . . . das is 'was . . .“

Er lachte. Jetzt hatte er ein Mittel gefunden, sich für die Hige schadlos zu halten. Und efrig fuhr er fort: „Schau, lebenslänglich — das knickt die Meisten, weil's ihnen die Hoffnung nimmt. Fünfzehn Jahre sind lang, aber man hält's aus. Bald ist ein Jahr vorüber, dann kommt das zweite . . . und jeder Tag ist ein Stück nach vorwärts . . . jeder Tag macht sozusagen ein Stück Hoffnung aus: Jetzt . . . jetzt! . . . Aber lebenslänglich — da giebt's das nicht mehr. Da kannst Du nicht mehr nach vorne denken. Du! . . . Ich hab' Leute gesehn . . . Leute, dreimal so stark . . . wahre Riesen. Wie das erste Jahr um war, waren sie dünn wie ein Skelett . . . im zweiten Jahr fielen ihnen die Haare aus . . . im dritten wurden die Augen gelb und trocken . . . und im vierten trug man sie hinaus. Ja! Zu allem Anderen hätten sie gelacht . . .“

Der Mann stöhnte und blickte über die Felder weg. Der Jäger konnte sein Gesicht nicht sehen. Er hätte gern den Eindruck seiner Worte beobachtet. Aber der Gefangene schaute unverwandt nach der Stadt hinüber, die noch immer im Duff der Ferne lag, und rieb sich das verwundete Knie.

Dann fuhr der Jäger fort: „Aber da giebt's noch ganz andere Dinge, von denen Du gar keinen Begriff hast. Dunkelheit zum Beispiel. Tagelang im Finstern sitzen und sinnen und immer weiter sinnen zu müssen. Da heißt's genau Acht geben, hab' ich mir sagen lassen, denn davon können Viele den Verstand verlieren . . .“

„Schredlich!“ seufzte der Gefangene. Man konnte es kaum hören. Aber der Jäger hörte es doch und lachte kurz auf und sagte: „Ja, das hast Dir nicht überlegt, gelt?“

Und nach einer Weile befahl er: „Also vorwärts!“

Sie legten sich wieder in Bewegung. Dem Jäger war es, als ob der Mann weine. Seine Schultern hoben und senkten sich so seltsam. Der Jäger empfand ein wenig Mitleid, das sich neben der Schadenfreude regte.

„Laß gut sein!“ fuhr er fort. „Bis dorthin ist noch lange Zeit!“

„Ja!“ sagte der Gefangene stöhnend. „Bis dorthin . . . ist . . . noch . . . Zeit . . .“

Seine Stimme klang ganz seltsam. Der Jäger wurde plötzlich mißtrauisch. Er hatte das Gefühl, als ob irgend Etwas nicht in Ordnung sei.

„Dreh Dich um!“ herrschte er ihn an und untersuchte die Fesseln auf's Genaueste. Die Stahlringe saßen fest wie in das Fleisch hinein gewachsen und die Hände waren roth und angeschwollen.

Das war es also nicht.

Dann betrachtete der Jäger das Gesicht des Mannes. Die gutmüthigen, blauen Augen blickten jetzt noch trauriger und hilfloser drein als früher. Und um den Mund lag ein tiefer, schmerzlicher Zug. Das war's also auch nicht.

„Es ist nichts!“ dachte der Jäger, der schon Andere eskortirt hatte, als den da.

Und wieder ging's ein Stück vorwärts. Aber

sobald der Mann ihm den Rücken gekehrt hatte, kam das mißtrauische Gefühl wieder hervor. Vielleicht war's diese seltsame Bewegung der Schultern, die sich bei jedem Schritt ruckweise hoben und senkten . . . oder die gelbgrüne Jacke, auf welcher jetzt die Sonne ihre grellen Lichter tanzen ließ.

Halt, das war's! Der Jäger betrachtete die schmutzige, gelbgrüne Jacke. Eine so häßliche, sonderbare Farbe hatte er noch nie gesehen. Woher der Kerl wohl diese Jacke haben mochte. Auf dem Rücken, dort wo die Schulterblätter hervorstanden, waren zwei schwefelgelbe Flecke und auch die Naht, die vom Hals herabzog, leuchtete schwefelgelb.

Und immer weiter ging's in der Sonnengluth. Fünfzehn Schritte, dann kam eine Pappel, die einen dünnen, hungrigen Schatten warf — dann wieder fünfzehn Schritte und wieder eine Pappel . . .

Der Jäger stierte die gelbgrüne Jacke vor sich an und dachte an gar nichts mehr als an seinen brennenden Durst. Seine Kehle kam ihm weit und ausgebraunt wie eine ungeheuerere Höhle vor. Und die gelben Flecke vor ihm hüpfen in der Sonne auf und nieder und schienen immer größer und gelber zu werden.

Nun kam die Brücke.

Ein dunkles Grün in der Ferne zeigte die ersten Gärten an.

Der Gefangene blieb stehen und ächzte.

„Es geht nicht mehr!“ sagte er. „Schau, es geht nicht mehr. Laß mich nur eine Weile niederlegen.“

„Ach was!“ sagte der Jäger gereizt. „Zum Sitzen hast hernach noch lange Zeit.“

Erst nachträglich fiel ihm der Witz auf und er

brach in ein schallendes Gelächter aus, das ihm die gute Laune wiedergab. Endlich sagte er mit vor Lachen halb erstickter Stimme:

„Na, mein'wegen.“

Mühsam ließ sich der Gefangene auf dem schweren, breiten Gestein am Brückensüße nieder.

Der Jäger stand vor ihm und betrachtete ihn. Schwermüthig und resignirt schauten die blauen Augen in die Ferne. Das blasse Gesicht war von der Hitze ein wenig geröthet, und auf der bleichen Stirn zitterten zwei glänzende Tropfen.

Gelangweilt lehnte sich der Jäger an das Brückengeländer. Er lehrte dem Gefangenen den Rücken und spuckte in den Fluß hinab. In diesem Augenblick sah er, wie ein Schatten blitzschnell hinter ihm aufstach und sich zu ihm beugte. Zugleich fühlte er, wie ihm beide Füße emporgehoben wurden, und ehe er noch eine Bewegung machen konnte, schwebte er auf dem Brückengeländer. Er wollte schreien und griff mit beiden Händen in die Luft hinaus, während sich sein Oberkörper nach vorn beugte. Und gleich darauf erhielt er einen Stoß und verlor das Gleichgewicht. . . .

Schwer aufklatschend fiel der Körper in den Fluß hinab und verschwand. Ein Sprühregen von weißen Schaumtröpfchen prallte zischend nach allen Seiten.

Dann wurde es still.

Lautlos tauchte ein Gesicht hervor und die blanke Spitze des Bajonetts. Gleich darauf verschwand wieder Alles.

Dann griff eine Hand mit weit auseinandergekrallten Fingern aus der dunklen Fluth — von der Brücke stoz ein glänzender, klirrender Gegenstand hinab — ein paar Handschellen. Die irrende Hand

unten packte zu und riß die Handschellen in das Wasser hinein.

Noch ein paar Kreise warf das Wasser zum Ufer hin, dann jagten sich die Wellen wieder in jähen zackigen Sprüngen. . . .

Ein blaßes Gesicht hatte oben von der Brücke in die Tiefe geschaut, bis das Ringen mit der Fluth vorüber war. Dazu bewegten sich die Lippen, murmelnd — vielleicht einen Fluch. Nun richtete sich der Mann in der gelbgrünen Jacke auf. Sein schlanker Körper rechte und dehnte sich in allen Gliedern und wurde lebendig. Mit ein paar Sprüngen hatte er die Landstraße jenseits des Flusses erreicht und eilte nun flüchtigen Schrittes quer über's Feld. Als er an den Graben kam, duckte er sich wie ein Panther und sprang in weitem Bogen hinüber.

Spähend irrten dann die blauen Augen nach allen Seiten aus: nicht zaghaft und schwermüthig, sondern drohend und höhlich.

Nun jagte er mit gebeugtem Leib an der hohen Mauer vorüber, die den ersten Garten hinter den Feldern einschloß. Er sah nicht das todbleiche, entsetzte Frauenantlitz, das von dort oben zwischen den Zweigen hindurch auf ihn niederschaute. Wie eine Kage flog er in großen Sprüngen dem engen Pfade zwischen den Gärten zu und verschwand.

Drüben im Flusse glänzten die zackigen Wellen, und von den Gebirgen in der Ferne löste sich ein Zug kleiner, weißer Wölckchen los, die ein schneller Sommerwind hoch und höher über den funkelnden Himmel trug. Gleich einer aufgeschreckten Herde flatterten sie in's Weite.

Still und groß stand die Sonne über dem schweigenden Lande. —



Landchaft.*

Eine Saide weit, bemooft Gestein, Ein blinkender Wasserstreif ferne, Ein goldrothor Streif, wo die Sonne sank, Die ersten zitternden Sterne.

Und seltsam treibet der Abendwind, Ein Hausen und Feuzen und Sehnen, Als klagt' in ihm ein menschliches Herz Am irdisches Leid in Thränen.

Wohl tausend Wünsche strichen hinaus Frühmorgens auf muthigen Schwingen; Ob wund seht zurück und flügelkahn Die feuzenden Winde sie bringen?

Sie prüfen, wer weiß es, sich hier aufs Neu,

Wie Vögel vor herbstlichen Fahrten, Ob wirklich auf immer die Flügel gelähmt, Ob sie Kraft noch zum Schwunge bewahren.

Und Viele sind längst mit dem Weg vertraut

Bu des Todes schweigendem Hasen; Die andern entflattern Schaar um Schaar, In Menschenträumen zu schlafen.

J. V. Jacobsen.

Der Triumph der Republik. Als im Jahre 1871 die Kommune in Paris niedergeworfen war, wurde auch ein junger Bildhauer, Jules Dalou, des Landes stüdtig, um sich der Verfolgung zu entziehen. Unter der Kommune war er Konservator des Louvre geworden. Er ging nach London. Dort in der Verbannung verdichteten sich ihm die Gedanken der großen Zeit, die er durchlebt, zu dem Plane, in einem gewaltigen Denkmal ein Symbol jener Kräfte, die unsere Zeit bewegen, zu schaffen. So entstand der Entwurf des Werkes, das wir in seiner fertigen Gestalt

* Aus „Gesammelte Werke“. Aus dem Dänischen von Marie Herzfeld, Gedichte von Robert F. Arnold. Eugen Diederichs, Leipzig. —

heute zur Abbildung bringen. Erst vor einigen Wochen wurde die Einweihung des vollendeten Denkmals auf dem Nationalplatz in Paris gefeiert, nachdem schon vorher Jahre lang ein mit Bronze überkleidetes Gipsmodell an derselben Stelle gestanden hatte. Es ist eine künstlerische Großthat, eines jener wenigen Werke, in denen die neue Weltanschauung zu einem klaren und packenden Ausdruck gekommen ist. Doch über dem Wagen sieht auf einer Kugel die Republik, ein junges Weib in stolzer Haltung, das die Rechte wie mahnend und segnend zugleich hebt, während die Rute sich auf dem Stabstängel, dem Symbol der Kraft durch Gerechtigkeit, stützt; in weite Ferne geht der Blick, ernsten Willen kündend die ebennäßigen, fast herben Züge des edlen Gesichtes. Unaufhaltsam geht der Zug ihres Wagens vorwärts; zwei mächtige Löwen, in denen die Kraft des Volkes glänzend verkörpert ist, ziehen ihn, der Genius der Freiheit leuchtet ihr die Fackel schwingend voran; die Arbeit, der starke Mann mit Schurzfell und Hammer, und die Gerechtigkeit, das voll erblühte Weib mit dem Scepter, dem ein Putto das Attribut, die Waage, vorantreibt, helfen das Gefährt vorwärts führen. Zwei Figuren, die hinter dem Denkmal stehen, sind auf innerer Abbildung nicht mehr zu sehen: der Ueberflus und der Friede, die Blumen streuen auf den Weg, den die Republik genommen. . . . Die ganze Gruppe ist in sich geschlossen und baut sich trotz der Fülle der Motive zu einer vollendeten künstlerischen Einheit auf. Und, was uns das Schönste ist: hier ist wirklich die Sieghaftigkeit der neuen Weltanschauung, das unüberwindliche Vorbringen zu einer neuen schöneren Zukunft mit außerordentlicher Kraft gestaltet. —

Der Rufname der Deutschen. Ebenso wenig wie ein Individuum, giebt sich ein Volk in der Regel den Namen selbst, den es offiziell führt. Gleichviel aber, von welcher Seite dieser offizielle Name stammen mag, derselbe gelangt keineswegs bei den Nachbarn von rechts und links ausschließlich zur Anerkennung, diese haben vielmehr für das betreffende Volk oft Benamungen eingeführt, die den Trägern selbst fremd oder zum mindesten nicht populär erscheinen. Das slavische Volk des Alterthums, das sich selbst als Helenen bezeichnete, nennen wir selbst nach römischem Vorbild Griechen. Italien und die Italiener galten den Deutschen des Mittelalters als Wälschland und Wälschen, und mit Ungarn bezeichnen wir eine Nation, die sich in ihrer eigenen Sprache Magyaren heißt. Auch den Deutschen ist es in dieser Hinsicht nicht anders gegangen. Zwar ist ihr offizieller Name von den nächsten continentalen Anverwandten, den Holländern, Schweden, Dänen in entsprechender Lautgestalt akzeptirt worden und hat sich auch auf der Apenninhalbinsel als Tedeschi festgesetzt, aber schon auf englischem Sprachgebiet

ist derselbe in der Form Dutch auf die Niederländer übertragen worden, während da selbst für Ober- und Mitteldeutsche das zwar slavische, aber ursprünglich die ganze Klasse bedeutende Germanisch gewählt wurde. Diese Specialisirung des slavischen Wortes ist auch von den Neugriechen und Rumänen übernommen worden, welche letztere aber auch die sofort zu besprechenden alman und somits daneben kennen. Dieses alman ist uns sehr wohl aus dem Französischen vertraut, es ist aber weit: auch in die romanischen Sprachen der Pyrenäen, sowie in die modernen slavischen Dialekte (Wallonisch und Trisch) eingebrungen. Geprägt kam dieses Wort natürlich auf französischem Boden sein, indem die romanisirten Westfranken den Namen des ihnen benachbarten germanischen Stammes der Alemannen schließlich auf ganz Deutschland übertragen. Für eine solche Uebertragung eines Stammesnamens auf ein ganzes Volk bieten sich mancherlei Analogie. Bekannt ist, daß die Deutschen im französischen Volkswort nach dem vorherrschenden Staat, allerdings dann meist im überwollenden Sinn „prussions“ genannt werden, ebenso daß der Stammesname der Schwaben in demselben Sinn bei den Schweizern für die Reichsdeutschen in Gebrauch ist, was geographisch leicht zu erklären ist, aber auch bei den Magyaren, was schon weniger leicht erklärlich scheint. Das eigentliche Schriftwort für den slavischen Magyaren ist jedoch nomet, dieses aber hat das Magyaren gleich dem Türkischen aus dem slavischen Sprachreich entlehnt, wo es in allen Dialekten Verbreitung gefunden hat. Es bedeutet eigentlich „Stimme“, geht also von dem Merkmal der Sprache aus, was uns den Zeugen der slavisch-deutschen Sprachkämpfe nicht allzu seltsam dünken wird. Die polnischen Juden bezeichnen übrigens für die Deutschen im Allgemeinen und für ihre deutschen Glaubensgenossen im Besonderen noch eine Sonderbezeichnung: Njachtenassim. Ob dieselbe von dem Njachtenas der Völkertafel im 10. Kapitel der Genesis (V. 3) abgeleitet ist, ob sie gar auf den trojanischen Njachtenas, den Sohn des Aeneas, zurückgeht, ob sie schließlich mit dem Geschlechtsnamen der Askanier identisch ist, läßt sich kaum feststellen. Vielleicht handelt es sich um eine rabbinische Schrnulle, die ebendeshalb nicht erklärt werden kann, weil sie nichts anderes als eine bloße Schrnulle ist. M. F.

* Epheu und ein zärtlich Gemüth, Hefet sich an und grünt und blüht, Mann es weder Stamm noch Mauer finden, Es muß verdorren, es muß verschwinden. Goethe.

Nachdruck des Inhalts verboten!